

(Nachdruck verboten.)

29)

## Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

16.

Als Jurgis wieder hoch kam, ging er ganz ruhig mit. Er war erschöpft und halb betäubt, und außerdem sah er die blauen Uniformen der Polizisten. Er fuhr unter Aufsicht von einem halben Duzend von ihnen in einem Patronenwagen, hielt sich aber in möglichster Entfernung von ihnen, wegen des Düngers. Dann stand er vor dem Pult des Sergeanten, gab Namen und Adresse an und sah, daß man ihn wegen Körperverletzung notierte. Auf dem Wege nach seiner Zelle wurde er von einem stämmigen Polizisten erst mit Verwünschungen überschüttet, weil er in einen falschen Korridor einbog, und als er nicht flink genug war, noch mit einem Fußtritt traktiert. Trotzdem hob Jurgis nicht einmal die Augen auf, — er lebte seit zwei und einem halben Jahr in Packington und wußte, was die Polizei zu bedeuten hatte. Es hätte einem das Leben kosten können, wenn man ihnen hier in ihrer innersten Höhle Trost geboten hätte; wahrscheinlich wären gleich ein Duzend über ihn hergefallen und hätten ihm das Gesicht zu Drei zerschlagen. Es wäre sogar nichts Besonderes gewesen, wenn er bei dem Kampf einen Schädelbruch davongetragen hätte, — in dem Fall würde ganz einfach im Bericht gestanden haben, daß er betrunken gewesen und hingefallen sei, und kein Mensch würde jemals etwas Näheres erfahren oder sich auch nur danach erkundigt haben.

So fiel also eine verriegelte Tür hinter Jurgis ins Schloß, und er setzte sich auf eine Bank und vergrub das Gesicht in den Händen. Er war allein, er hatte den Nachmittag und die ganze Nacht zum Nachdenken vor sich.

Anfangs war er wie ein überfülltes wildes Tier, er befand sich in einem Zustand dumpfer, halb betäubter Befriedigung. Er hatte den Schuft ganz nett zugerichtet, — nicht so gut, wie er es gekonnt hätte, wenn sie ihm einen Augenblick länger Zeit gelassen hätten, aber immerhin ganz nett: seine Fingerspitzen prickelten noch vom Kontakt mit der Kehle des Menschen. Aber dann fing er, als seine Kräfte zurückkehrten und seine Sinne sich aufklärten, ganz allmählich an, weiter als an seine augenblickliche Genugtuung zu denken, er begriff, daß Dna nicht damit geholfen war, daß er den „Boss“ beinahe umgebracht hatte, — damit war das Grauenhafte, das sie erduldet hatte, nicht wieder gut gemacht, sie würde die Erinnerung daran doch ihr Leben lang mit sich herumtragen. Sie würde dadurch nicht satt werden und das Kind ebensowenig. Und was ihn selbst betraf, — Gott allein mochte wissen, was aus ihm werden würde.

Die halbe Nacht ging er in seiner Zelle auf und ab und rang mit diesem furchtbaren Gedanken; und als er ganz erschöpft war, legte er sich zum Schlafen nieder, nur um zu entdecken, daß sein Gehirn ihn zum erstenmal in seinem Leben keine Ruhe ließ. In der Zelle neben ihm war ein Betrunkener, der seine Frau geprügelt hatte und eine Zelle weiter ein Lobsüchtiger, der fortwährend laut kreischte. Um Mitternacht wurden die Türen jenen Unglücklichen geöffnet, die heimatlos und bebend in der bitteren Kälte davorstanden, und sie drängten sich herein und füllten alle Gänge. Einige von ihnen streckten sich auf den kalten Steinfliesen aus und fingen sofort an zu schnarchen, andere blieben wach, lachten und schwätzten, fluchten und zankten. Die Luft war verpestet von ihrem Dunst, trotzdem bekamen einige von ihnen Jurgis in ihre Nase und verwünschten ihn mit wilden Flüchen, während er in der Ecke seiner Zelle lag und das Pochen in seinen Schläfen zählte.

Man hatte ihm sein Abendbrot gebracht, das aus „Auffer and dope“ bestand — nämlich aus dicken Scheiben trockenen Brotes auf einem Zinnteller und Kaffee, der „dope“ genannt wurde, weil man ihm ein leichtes Betäubungsmittel beigemischt hatte, um die Gefangenen ruhig zu halten. Jurgis hatte das nicht gemerkt, denn sonst würde er das Zeug vor lauter Beraweisfluno heruntergegossen haben; jetzt bebte

jeder Nerv in ihm vor Scham und Mut. Gegen Morgen wurde es still im Gefängnis, und er stand auf und begann wieder auf und ab zu gehen, und da erhob sich in seiner Seele ein rotäugiger, grausamer Teufel und riß ihm die Herzfaseren aus.

Er litt um seiner selbst willen — was machte sich ein Mann, der in Durhams Düngermühle arbeitete, aus allem, was die Welt ihm antun kann. Bah! Was war irgend eine Gefängnistyrannie im Vergleich zu der Sache, die geschehen war und nicht ungeschehen gemacht werden konnte — deren Erinnerung sich niemals verwischen würde! Das Grauen davor brachte ihn fast dem Wahnsinn nahe, er streckte die Arme zum Himmel empor und flehte um Erlösung, aber davon konnte ihn nichts erlösen, — keine Macht des Himmels konnte die Vergangenheit auslöschen. Sie blieb einem Geiste, der sich nicht unterdrücken ließ, sie verfolgte ihn, packte ihn und schlug ihn zu Boden. O, wenn er es hätte voraussehen können! Aber das war es ja eben, er hätte es voraussehen müssen, wenn er nicht ein Narr gewesen wäre! Er schlug sich mit beiden Händen vor den Kopf und verwünschte sich selbst, weil er Dna hatte arbeiten lassen, wo sie gearbeitet hatte, weil er sie nicht vor einem Schicksal bewahrt hatte, von dem alle Welt wußte, wie häufig es war. Er hätte mit ihr fortgehen müssen, und wenn sie auf den Straßen von Chicago umgesunken und in den Munnsteinen vor Hunger gestorben wären! Und jetzt — ach, es konnte ja nicht wahr sein! Es war zu ungeheuerlich, zu grauenhaft!

Es war eine Sache, die sich nicht ertragen ließ, jedesmal, wenn er versuchte, darüber nachzudenken, wurde er von neuem Schauer erfaßt. Nein, es war nicht möglich, unter dieser Bürde nicht zusammensinken, unter ihr zu leben! Für Dna würde es keine Lebensmöglichkeit mehr geben. Er wußte, daß er ihr vergeben, daß er sie auf Knien anflehen konnte, und daß sie ihm doch nie wieder ins Gesicht sehen konnte, nie wieder seine Frau sein würde. Die Schande würde sie töten. Eine andere Erlösung gab es nicht, und es war das Beste für alle beide, wenn sie starb.

Das war klar und einfach, und doch — der Mensch ist nun einmal unlogisch! Jedesmal, wenn er diesem grauenvollen Gedanken entflo, geschah es nur, um sich zu peinigen und zu jammern, weil Dna verhungern würde. Sie hatten ihn ins Gefängnis eingesperrt und würden ihn dort lange festhalten — Jahre hindurch vielleicht! Und Dna würde gewiß nicht wieder zur Arbeit gehen, gebrochen und vernichtet wie sie war. Und vielleicht würden auch Elzbieta und Marija ihre Stellen verlieren. Wenn dieser höllische Satan, dieser Connor, Luft bekommen sollte, sie zu ruinieren, so würden sie alle weggejagt werden. Und selbst wenn er es nicht tat, konnten sie doch nicht existieren, selbst wenn sie die Zungen wieder aus der Schule nahmen, konnten sie die Schulden ohne ihn und Dna nicht bezahlen. Sie hatten nur noch wenige Dollar. Sie hatten eben erst die Hauszinsen bezahlt, und zwar mehr als zwei Wochen zu spät. Also mußte sie in acht Tagen abermals bezahlt werden! Und dazu würden sie kein Geld haben, und dann würden sie das Haus aufgeben müssen, nach dem langen, herzerreißenden Kampf! Schon dreimal hatte der Agent erklärt, daß er keine weitere Verzögerung dulden werde. Vielleicht war es schlecht von Jurgis, an das Haus zu denken, wo es doch so ganz andere, unsagbare Dinge zu bedenken gab, aber wie sehr hatte er um dieses Hauses willen gelitten, wie sehr hatten sie alle gelitten! Es bedeutete für sie die einzige Hoffnung. Sie hatten all ihr Geld hineingesteckt. Und sie waren Arbeitsleute, arme Leute, deren Geld ihre einzige Stärke, das innerste Wesen von Leib und Seele war — das, wovon sie lebten und an dessen Mangel sie starben.

Und sie würden es alles verlieren; man würde sie auf die Straße setzen, und sie würden sich in irgend einem eisigen Bodenraum verkriechen müssen und zusehen, wie sie leben oder sterben konnten. Jurgis hatte die ganze Nacht — und noch viele weitere ganze Nächte — um hierüber nachzudenken, und er sah die Sache mit all ihren Einzelheiten, er durchlebte sie, als ob er mit dabei gewesen wäre. Sie würden ihre Möbel verkaufen, und dann würden sie Schulden machen, bis man ihnen in den Läden den Kredit verweigerte. Sie würden

ein wenig von Szebvilas borgen, dessen Delikatessengeschäft ebenfalls dem Ruin entgegenging. Die Nachbarn würden kommen und ein wenig helfen. Die arme kranke Zadygga würde ein paar Pfennige bringen, wie sie es stets tat, wenn Leute am Verhungern wären, und Tamoszius Kusleika würde ihnen den Ertrag eines Fiedelabends bringen. So würden sie sich durchquälen, bis er aus dem Gefängnis herauskam. Aber würden sie denn wissen, daß er im Gefängnis war? Würden sie imstande sein, irgend etwas über ihn zu erfahren? Würde man ihnen erlauben, ihn zu besuchen? Oder würde es einen Teil seiner Strafe ausmachen, daß man ihn über ihr Schicksal im Ungewissen ließ?

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Schmuck-, Gebärden- und Trommelsprache der Naturvölker.

Von Dr. J. Biese.

II.

Ein eigentümlicher Humor herrscht, wenn im Kampfe der Tod bei den Schwarzen seine Einteilung hält; Geschrei und Gesang ertönt und fortwährend verhöhnen sich die Gegner. Man kann dem Neger in gewissen Lagen Mut nicht absprechen, es ist aber mehr ein fatalistischer Mut. Im allgemeinen ist der Neger dagegen feige, und dies beweist er in gefährlichen Lagen recht drastisch, indem dann in der Todesangst gewisse Schließmuskeln an zwei verschiedenen Körperteilen den Dienst versagen. Bei Weibern macht sich dies im gegebenen Falle mehr einseitig bemerkbar. Die Angst malt sich auf dem Gesichte wie bei den Weißen. Doch ist auffallend, mit welchem Gleichmut ein Todesurteil entgegengenommen wird.

Der Verurteilte bittet niemals um Gnade. Es ist den Negern ganz unentbehrlich, daß er auf seine eigene Bitte hin am Leben gelassen werden könne. Der zum Tode Verurteilte läßt sich meist auf Hände und Füße nieder, drückt den Zeigefinger auf die Erde und legt den daran haften gebliebenen Staub ab zum Zeichen, daß er sich unterworfen und dem Urteil gefügt hat. Weist lautlos und sehr gefaßt empfängt er bei der Hinrichtung den Todesstoß. Als eigentlichen Trost sagt sich der Neger: „man stirbt nur einmal.“

Bei traurigen Anlässen, z. B. bei dem Tode eines Verwandten, sticht der Neger das Kinn in die Hand, ohne den Ellbogen mit der anderen Hand zu unterstützen, und schüttelt den Kopf. Weinen und Tränen vergießen sieht man den Neger nur höchst selten. Das Kisuaheli hat nicht einmal ein Wort für „weinen“, diese Sprache drückt es aus mit „Aulia madshofie“, d. i. wörtlich „Tränen schreien“. Die Trauer des Negers gibt sich kund durch Haarausraufen und unangenehmes, plärrendes und wimmerndes Heulen, wobei ein sehr gleichgültiges Gesicht zur Schau getragen wird, so daß es auf Fremde einen geradezu komischen Eindruck macht. In Trauer oder Verzweiflung die Hände zu ringen, ist dem Neger vollständig fremd.

Dagegen sind dem Neger, der seine freudigen Erregungen so lebhaft kund gibt, Aeußerungen der Liebe und Zärtlichkeit fremd. Der Kuß ist ihm völlig unbekannt, und kein Negerkind hat je ein zärtliches und liebevolles Kosen seiner Mutter empfunden. Die ganze Behandlung des Kindes ist eine geschäftsmäßige und gleichgültige. Dem garten Geschlecht gegenüber gestattet sich der Neger öffentlich und in Gegenwart Dritter niemals die geringste Zutraulichkeit, und hierin sticht er vorteilhaft von manchem zivilisierten Weissen ab. Das einzige, was er sich erlaubt, besteht im Anstarren des Weibes, das seinen Gefallen gefunden hat. Die Weiber aber verstehen das Kollidieren sehr gut, und, abgesehen von großer Sinnlichkeit und Lüsterheit im Ausdruck, geben sie ihren weissen Schwestern darin wenig nach.

Wohl noch interessanter als die Zeichensprache ist die Trommelsprache, in der sich die Naturvölker ein großartiges Mittel geschaffen haben, sich auf weite Entfernungen zu unterhalten. Leo Frobenius, dieser ausgezeichnete Forscher auf dem Gebiet der Völkerkunde, der augenblicklich wieder im schwarzen Erdteil weilt, um ethnographische und ethnologische Studien zu machen, hat dieser Trommelsprache ein längeres Kapitel in seiner „Völkerkunde“ gewidmet. Er führt uns in den afrikanischen Urwald, wo ödes Schweigen, Hunger, Krankheit und sonstige Not auf ihre Opfer lauern.

Schachmat liegt da ein Forscher, der an der Spitze einer Abteilung von Sausab-Soldaten durch das Aruwimigebiet marschierte. Er blieb in dem Dorfe liegen, in einem verlassenem Dorfe, mitten im Urwalde. Seine Leute, die bis dahin ziemlich müde und matt waren, singen nun aber mit einmal an, hier aufzuleben; während der Chef selbst immer mehr zusammenfiel, begannen sie schon abends fröhliche Tänze aufzuführen. „Wie kommt es“, fragte er, „daß es Euch mit einem Male so viel besser geht?“ Keine Antwort, sie grinsten nur — es war ein verlegenes Grinsen. Sie sagten auch nichts, bis der Führer selbst eines Tages eine Entdeckung machte, eine fürchterliche Entdeckung:

Die Leute hatten sich auf die Lauer gelegt, hatten von den Einwohnern, die dem eigenen Dorfe entflohen und nunmehr im

zweiten Walde versprengt waren, bann und wann einen gefangen, gebraten und verspeist. Der Chef kam gerade dazu, als sie einen Wurfschnee gefnebelt hatten, und ihn eben zu ihrem in einem entlegenen Winkel versteckten kannibalischen Kochplatz schleifen wollten. Der Offizier brauste auf, riß den Jüngling an sich, nahm ihn mit in seine Hütte. Wenn sein eigener Vorrat auch kärglich war, so gab er ihm doch einige Bissen davon ab, dann ließ er ihn laufen. In der nächsten Nacht wachte er von einem Geräusch auf. Der Wurfschnee war herangeschlichen und hatte ihm einige Bananen und ein Huhn gebracht. In der nächsten Nacht wiederholte sich das. Da hielt ihn der Offizier fest und hängte ihm ein zerbrochenes Opernglas als Geschenk um den Hals. Nun war alle Zurückhaltung von ihm gewichen. Es begann ein eifriges Pantomimenspiel. Und siehe, eine Verständigung gelang. Soviel war dem Chef klar geworden, daß der Neger seine Standesgenossen veranlassen wollte, mit dem Europäer einen Lebensmittelhandel zu eröffnen. Aber das Wie, das konnte er nicht verstehen. Dann erhob sich der Wurfschnee plötzlich und zog ihn an seinen Kleiderfetzen hinter sich her. Sie schritten bis zu einem Baume, der quer vor dem Versammlungshause in der Mitte des Dorfes lag. Er war nur an einer Stelle, nämlich am Ende, aufgeschlitzt und ausgehöhlt. Der Wurfschnee ergriff zwei Hölzer, die im Innern der trogartigen Höhle ruhten und begann auf den Schilfrändern zu trommeln, bald lang trillernd, bald kurz abgesetzt, bald mehr reißend, bald mehr haßend. Sofort hatte der Offizier den Sinn ergriffen.

„Es war mir in diesem Momente, als sanken die Fesseln dieser öden Einsamkeit“, so schreibt er selbst, „von meinen Gliedern. In dieser Oede, in der jeder Vogelschrei, jedes gesprochenen Wort wie ein fremder Laut klingt, da dröhnte mit einem Male ein Posaekongert vor meine Ohren, das ich sofort als die angeborene, oder aus dem Wesen des Waldes entspringende Sprache begriff, wenn ich sie auch noch nicht verstand. Ich hatte wochenlang mit meinen nordischen Negern diese Sprache durchgogen. Im Norden hatte ich ihr Wesen verstanden. Hier im Süden waren sie mir fremd geworden. Mir war das Ganze fremd geblieben, diese wilde Einsamkeit, dieses wilde Schweigen, die schenen, immer flüchtigen Eingeborenen. Aber in diesem Augenblicke, als Rufiros Posaekongert erschallte, da begriff ich mit einem Male den Geist dieser Szenerie, da löste sich das vormem unendlich erscheinende Schweigen in einer halbmelancholischen Klappersprache auf. Und als nun aus den verschiedensten Windrichtungen die verschiedensten Klappertonen antworteten, bald aus jener Ecke ein Sprudeln, bald von jener Seite ein Gemurmel, da stieg das beseligende Gefühl in mir auf, daß ich selbst in diese Umgebung jetzt hineingewachsen sei, daß ich ihr Verständnis gewonnen habe, daß ich vor meinen eigenen kannibalischen Leuten sozusagen gerettet wäre.“

In der Tat änderte sich die Situation mit diesem Momente. Am nächsten Morgen kamen die Eingeborenen in ihr Dorf zurück, schleppten von den entlegenen und verborgenen Feldern Bananen und Hülsen herbei, ja, sie schafften sogar Teile eines am dortigen Ufer in einer Falle gefangenen Elefanten heran, und alle Not war fürs erste gehoben.

Als in demselben Ariege der Gouverneur Fize einst spät abends auf der Rückkehr in sein Lager in einem entlegenen Dorfe des Wifalgebietes die Mitteilung auf dem „Trommeltelegraphen“ aufgegeben hatte, man möchte ihm sein Abendessen aufbewahren, traf er, als er dann nach einigen Stunden daheim anlangte, die Tische gedeckt an. Die Nachricht war schon lange vor seiner Ankunft und kurze Zeit nach der Aufgabe des „Telegramms“ angelangt. Die Nachricht hatte gelautet: „Abend Dula Matadi antommen, nicht alles aufessen!“

In seinem Verkehr mit Beamten, Reisenden und Missionaren im Kongogebiet hatte Frobenius festgestellt, daß die eigenartige Tonsprache fast im ganzen zentralen Afrika westlich der Seenküste gehandhabt wird. Vordem war es aber schon lange bekannt, daß die Dualla in der deutschen Kolonie Kamerun ebenfalls eine derartige außerordentlich ausgeprägte Signalsprache besitzen und bei den verschiedensten Fällen zur Anwendung bringen. Durch den Kilometerweit reichenden Klang der Pauke unterhalten die Dörfer sich über die inlänitigen Angelegenheiten. Man redt sich, man erkärt sich den Krieg, man macht sich Mitteilungen über Gesundheitszustand, Palaver, und Gerichtssitzungen, — ja, man schimpft sich sogar. Es ist bemerkenswert, daß jede Beschimpfung durch den Trommeltelegraph strenger bestraft wird als eine solche durch Wort oder Tat. Die Sprache selbst wird herborgebracht und differenziert durch Schläge an verschiedenen Stellen der Pauke. Es gibt vier verschiedene Töne. Diese Töne kann man auch mit dem Munde nachahmen, und sie ergeben dann eine Sprache, die von der des alltäglichen Lebens absolut abweicht. Beispiele: To-go-lo-gu-lo-go-lo-gu-lo-madiba (im Dualla) — Wasser, Meer, Fluß; lo-lo-gu-lo-go-lo oder to-lo-gu-lo-go-lo — Wambo ba Rotumba (im Dualla) — Prozeß, Verhandlung.

Man kann das Getrommel nicht nur leise bei geöffnetem Munde auf die Wange klopfen, sondern man vermag es auch zu pfeifen und das erinnert uns daran, daß die Hornbläser der Ashanti in ihre Signale ebenfalls einen bestimmten Sinn hineinlegen. So bläst das Horn des Königs selbst: „Ich übertreffe alle Könige der Welt.“ Das Motto des Chefs der Staatspolizei lautet: „Möge schlafen nicht, er wacht für den Reichserhalter, in der Hand des Reichserhalters wacht etwas.“

Und diese Sprache, eine selbständig entwickelte Silbensprache, bedeutet einen großartigen Schatz im Kulturbesitz der allerdings nicht sehr zahlreichen Naturvölker, die sie besitzen. Am aus-

gebildetsten dürfte sie in den westlichen Gegenden des äquatorialen Afrika sein, doch ist sie kaum weniger verbreitet in Ozeanien, das heißt in den Inseländern, die nordwestlich und nordöstlich von Neuguinea liegen. Geben sich doch auf Neu-Pommern die einzelnen Dörfer auf solchen Trommeltelegraphen Nachricht über weite Strecken hin. Ein weiteres Gebiet der Trommeltelegraphie ist das Tal des Amazonasstromes und Mexiko. Ähnliche Instrumente besitzen auch die Nordwestamerikaner.

Das Instrument, das einen solchen Verkehr ermöglicht, hat in Afrika ein sehr verschiedenartiges Aussehen. Im südlichen Kongogebiet wird es im allgemeinen umgehängt oder getragen. Im nördlichen dagegen steht es auf der Erde auf vier Beinen oder es ruht auf untergelegten Holzern. Im Süden kommen zwei Formen nebeneinander vor. Ein walzenförmiges Instrument und ein kastanienartiges, dessen Basis jedoch breiter ist als die nach oben gerichtete Schließfläche. Im Norden liegen die runden, ausgehöhlten Baumstämme in den Dörfern und unter dem Dache des Versammlungshauses direkt auf der Erde. Sie sind bis eineinhalb Meter lang. Im Nubigebiet müht man sich erst gar nicht lange damit ab, den Schallkörper von dem umgehauenen Baume zu lösen. Es kommt vor, daß die Trommel weiter nichts ist als der untere Teil eines 15—20 Meter langen gefällten Baumes. Die Abanga dagegen, die im Knie des Ubangi wohnen, geben ihren Signalpauken oftmals zierliche Gestalt, z. B. die von Tieren oder Menschen.

Aber der gefällte Baum ist gar nicht notwendig; einige Stämme nordöstlich der Vataba begnügen sich damit, einen stehenden Baum ein wenig anzuhacken. An vielen Stellen des Waldes trifft man beratig hergerichtete Niesen. Überall, wo eine Elefantenfalle, eine gute Jagdposition ist, wo auf der anderen Seite ein Jägermann zum Ueberholen herbeitelegraphiert werden kann, sind derartige Signalstationen angelegt. Im Gegensatz zu diesen Niesinstrumenten, zu diesen etwas naturwüchsigen Signalwesen stehen allerliebste und zierliche kleine Instrumente des Nordens.

Als der verdienstvolle Professor Schweinfurth im Jahre 1870 zu den berühmten Mangbaitu als erster vorgezungen war, beschrieb er den Bogen ihrer Instrumente folgendermaßen:

„Ihr Bogen ist im allgemeinen 1 Meter lang, hat zur Sehne einen Strang von einfach gepaltem spanischem Rohr, der an Spannkraft jede Schnur übertrifft. Ein eigentümlicher Apparat zeichnet indes diese Bogen vor allen anderen belannten aus, indem zum Schutze der Finger gegen den Zurückprall der Sehne in Gestalt eines Weberschiffsteins ein ausgehöhltes Holzchen in der Mitte am Bogen befestigt ist. Der Pfeil gleitet beim Zielen stets durch die mittleren Finger hindurch.“

In seiner Arbeit über die afrikanischen Bogen schrieb 1891 Professor Rabel:

„Würde nicht die Autokratie Schweinfurths für die Bezeichnung Bogen stehen, so würde dieses Anhängsel an ein Musikinstrument wie die Gorra denken lassen.“ — Diese Gorra ist ein im südlichen Afrika gebräuchliches Seiteninstrument, bestehend aus einem einfachen Bogen, auf dessen Sehne eine Kürbischale hin- und hergezogen und die von der Sehnenauflage aus geblasen wird.

Frobenius hat einem solchen Instrumente lange Zeit vergeblich nachgehirt, bis es ihm genau an dem Wendepunkt des vorigen Jahrhunderts gelang, ein solches zu erhalten, dem dann im vorigen Jahr ein zweites folgte. Sowie er das erste sah, war ihm klar, das Schweinfurths Angabe nicht richtig sein könne, da bei Wagerichtigkeit des Bogens das Gift unbedingt zur Erde tropfen und so das Instrument verlassen muß, da andererseits die Spannart dieser Bogenformen ein Schutzmittel gegen das Zurückprallen unnötig macht. Sogleich fiel ihm die Ähnlichkeit dieses Apparates mit den Holzpauken auf. Schon die dunkle Färbung an Schließ deutete darauf hin, daß hier fettige Negerfinger vielfach herumgetanzt hatten. Und richtig, von einem Berichterstatter (de Hertogh) erhielt er folgende Nachricht: „Dieser kleine Apparat, der zuweilen den Bogen der Amabi, Abambo, Mangbaitu, Asande, Bangbas angefügt ist, dient dazu, sich z. B. im hohen Grase zu verständigen; die Eingeborenen haben eine Sprache, die durch leichte Schläge, die mit dem Pfeil oder einem kleinen Stöckchen gegen den Apparat geführt werden, ausgedrückt wird. Sie benutzen diese Sprachart auf ihren großen Holzpauken.“ Wir haben also hier ganz kleine Apparate der Trommelsprache vor uns.

Die ozeanischen Instrumente sind verschiedenartiger als die afrikanischen. Da sind zunächst diejenigen von Java und Sumbawa, die aus Bambusstücken bestehen. Diese sind außerhalb eines Gliebes derartig am Palme abgetrennt, daß ein durch zwei Knotenscheidewände geschlossener Raum erhalten wird, der nun durch Längsausschnitte zu einer Bambuspauke gestaltet wird. Diese Instrumente werden in den Räumen aufgehängt. Auf Java werden durch Schläge gegen sie die Affen auf der Futterstelle zusammengerufen.

Unser Gewährsmann nimmt an, daß die Entwicklung folgenden Weg eingeschlagen hat: Anfangs gaben diese Völker Mitteilungen durch Schläge gegen Bambushalme. Dann schnitt man einzelne Glieder heraus und hängte sie auf. Diese hängenden Formen wurden zunächst durch Holzpauken ersetzt. Dies ist die Philippinenart. Dann kam die Holzpauke in liegende Form. Wie diese Instrumente entstanden sind, lehrt uns ein kleines Merkmal: die Griefform an den Enden. Da ist zunächst das Instrument von

Borneo. Es ist noch ein „Ohr“ erhalten. Das ist ein Ausläufer jener Hängevorrichtung, die man bei der Bambuspauke von Sumbawa erkennt. Die nächste Form der Entwicklung hat nun schon zwei Ohren oder Griffe. Diese beiden bleiben auf den Admiraltätsinseln und auch Neuguinea, wo es entzündend geschmückte Instrumente dieser Art gibt, bis nach Neu-Pommern hin. Dann verschwinden die Griffe dem Osten zu. Einige seltsame Formen gibt es noch in der Südsee. Da ist die Paha, die Kriegsglocke von Neuseeland, die in den Nachttürmen der Festungswerke aufgehängt war und deren dumpfe Klänge zur Nachtzeit den Feind verländeten, daß die Dorfbewohner auf ihrer Hut, und den Dorfbewohnern selbst, daß ihre Wachen in eifriger Umschau begriffen wären. Ihr Klang war sehr melancholisch; die starken schwereren Stöße unterbrachen mit einer feierlichen Einförmigkeit die Ruhe der Nacht, als ob sie verkünden wollten, daß sie das Totengeläute wären für manchen, der am kommenden Morgen sein Ende finden würde.

Ferner sind da die mächtigen stehenden Holzpauken der Neuseeländer zu erwähnen, die aus ganzen Baumstümpfen bestehen, die in die Erde gelassen sind und weit über Mannesgröße haben. Ganze Wälder von solchen Baumtrommeln gibt es. Oft sind sie oben hübsch geschmückt, stellen Vögel, Menschen und Reliefs von Schiffen dar.

Amerikanische Instrumente dieser Verwandtschaft sind in europäischen Museen sehr selten. Besonders zu beachten ist das Tepoztli der alten Mexikaner. Bei festlichen Gelegenheiten wird es noch heute in der Stadt Tepoztlan in der Provinz von Morelos gebraucht. —

## Kleines feuilleton.

Aus dem Dasein der Schmierentomdianten. Die Außenwelt erfährt selten, wieviel jammerndes Gend sich allabendlich auf den Brettern häuft, die fälschlicherweise „die Welt“ bedeuten. Schminke ist alles: — die Schönheit, das Kost der Gesundheit und auf den Wangen, der Reichtum, den die falschen Edelsteine und prunkvollen Gewänder zeigen, die Tiraden der Leidenschaft, das Flüsterwort der Liebe. Nichts als Schein und Schemen, womit die Vögel des Menschlichen, Allzumenschlichen, das „hinter den Kulissen“ spielt, nur notdürftig verhält sind. Dem forschenden Blick werden die dem künstlerisch anhaftenden Schwächen, aber auch deren soziale Ursachen, sofort klar, wenn er durch die künstlich angeführten Scheidewände hindurch dringt. Man braucht bloß die Artisten- und Theaterpresse zu durchstöbern, d. h. wieder, nur die paar Blätter im großen Haufen, denen an der wirtschaftlichen und moralischen Besserung des Künstlerstandes gelegen ist. Um die Zeit, wenn die winterrliche Theater-saison ihren Anfang nimmt, pflegen auch allerhand Begleiterscheinungen aufzutreten, die für gewisse moralische Begriffe und Anschauungen des Bühnenpersonal im Antriebe charakteristisch sind. Wie es übergenug Theaterunternehmer gibt, welche sich aus der rückwärtslosesten Ausbeutung und Vroßlosmachung von künstlerischen und technischen Bühnenarbeitern kein Gewissen machen, so gibt's allerdings auch unter diesen letzteren leichtfertige Elemente genug, die durch vertverfliche Handlungen das Ansehen ihres Standes untergraben. Daß es Leute gibt, die zu gleicher Zeit mit verschiedenen Bühnen Kontrakte abschließen, ist nichts Neues. Viele Direktoren machen dasselbe, nur in umgekehrter Form. In Berlin ist es ja allgemein gebräuchlich, daß bei Premieren irgend eine „berühmte“ künstlerische Jugkraft mitwirkt. Sie tut einige Male gegen eine ihrer „Verühmtheit“ angemessenen Tagesgage mit und tritt dann dieselbe Hauptrolle an irgend eine Mittelmaßigkeit ab. Solche und andere Täuschungen bezahlt lediglich das Publikum. Draußen, in der „Provinz“, werden aber meistens die „Schmierer“-Unternehmer von ihren eigenen Truppenmitgliedern geprellt und nicht selten zur Über gelassen. Das Fernbleiben, wie das „Durchbremsen“ engagierter Leute hängt auch dort mit dem „Vorschuß“-Anweisen zusammen. Reifegeld muß gewährt werden. Vorschüsse auf Gage werden meistens verlangt und auch oft gegeben. Wenn hintermach ein Mitglied nicht kommt, oder nachdem es an Ort und Stelle einen Gagenvorschuß erhalten hat, plötzlich auf Kimmertwiedersehen „verdunstet“, so ist das nichts Seltenes. Wenigstens liefern dafür Beweise eine erlesliche Zahl von „Warnungen“, die die geprellten Theaterleiter im Intraanteil der Fachblätter zu veröffentlichen pflegen. So fanden sich in nur 5 zwischen dem 28. September bis 26. Oktober erschienenen Wochensnummern des Berliner „Theater-Kurier“ nicht weniger als 16 solcher Warnungen. Bald betreffen sie Kontraktbrüche in einfacher Form — d. h. die Durchbremsen hinterließen weder Festschulden, noch Vorschüsse, die unabgearbeitet blieben. Bald sind es Kontraktbrüche „unter erschwerten Umständen“. Sie zu verschweigen oder bloß distret anzudeuten, lassen sich die wenigsten Geschädigten herbei. Meistens wird der verurteilte Schaden ziffermäßig ausgedrückt. Manchmal wirkt so eine „Warnung“ belustigend. Einer „Direktion“ im Sächsischen ist nur ein „Anfänger“ vor der Vorstellung durchgegangen. Welch immenser Schaden! — Je eine im Sächsischen und Posenischen weiß zu melden, daß — in dem einen Falle — durch plötzliche Abreise des Künstlerpaarses Soundso die „Sonntagsvorstellung in Frage gestellt“ wurde, in dem anderen, daß zwei weibliche Mitglieder, „nachdem sie Krankheit vorgeschwindelt hatten“, sich französisch empfohlen haben. Eine Theater-

Direktorin warnt „alle Kollegen vor Abschluß“ mit ihrem — Kasten-Geist. Er „ließ sich telegraphisch 15 M. zur Reise schicken“, kam dann nicht. Andere sind nicht minder große Bösewichte. Da geht einer während der Vorstellung — was auch in Berlin vorkommen soll — „böswillig“ auf und davon. „Eine gut-besuchte Vorstellung (bis früh um fünf)“ mußte deswegen ausfallen. Außerdem betrauert die Direktion „einen Vorschub von über 75 M.“, der umgehlichen mitgegangen ist. „Die Brüder von St. Bernhard“ hat auch eine vorläufige Direktorin ausfallen lassen müssen, weil ihr ein schauspielerisches Ehepaar mit — 10 M. Vorschub durchgebrannt ist. Einem Theater in Westfalen sind gleich auf einmal fünf Mitglieder kontraktbrüchig geworden; einer darunter ist „durchgegangen mit 85 M. Vorschub, von dem er 48 M. zurückzahlte“. Drei andere Direktoren in Ostpreußen, Rheinbayern und Oberpfalz annonciieren einfach, ohne langes Lamento: der eine, daß ihm der „Theatermeister mit 70 M. Vorschub durchgegangen“; der andere, daß der Schauspieler Soundso „nach Empfangnahme der Gage, kurz vor der Vorstellung durchgebrannt“ ist. Dem Oberpfälzer „Herrn Direktor“ wird allerdings auch der leidenschaftloseste Theaterliebhaber keine Courtoisie gegen das zarte Geschlecht nachrühmen. Kommt er schon nicht verschwiegen, daß ihm Fräulein Paula A. „mit Vorschub durchgebrannt“ sei, so brauchte er die Dame doch nicht gleich als „Braut des Operettenenors Soundso“ auszustellen. Dieser Zug kleinlicher Rache setzt der Eifersucht eines gekränkten Nebenbuhlers die Krone auf.

Es ist doch ein starkes Stück von Selbsthilfe, zu dem manche Theaterleiter greifen. Daß durch solche Warnungen zuweilen selbst ein talentierter Bühnenkünstler in seinem ferneren Fortkommen gefährdet werden kann, ist sicher; allerdings wird auch leichtfertigen Dilettanten und geriebenen Gelegenheitsmachern das Handwerk gelegt. Andererseits kommt es höchst selten vor, daß um ihr Engagement und ihre Gage schände betrogene Mimen skrupellose Theaterunternehmer mit der gleichen Waffe bedrohen. Noch ängstlicher hütten sie sich vor Strafanzeigen gegen bankrottierende oder durchbrennende Direktoren. Cosi fan tutto (So machen's alle) heißt es da gewöhnlich. Und weil die Leuten von den Brettern über den Kapitalismus als Ausbeuter und geschworenen Feind aller Kunst am wenigsten nachzudenken pflegen, so lassen sie meistens auch immer gerade die geriebensten direktorialen Schwindler — laufen.

### Aus dem Tierleben.

h. Auf die Schädlichkeit des Kiefernspinners macht die kaiserliche biologische Anstalt für Land- und Forstwirtschaft aufmerksam. Der träge, plump gebaute Falter von braun-grauer Farbe hat seine Hauptflugzeit Mitte Juli. Bisweilen verschleibt sich diese jedoch um einige Wochen, so daß man den Hauptflug dann schon Ende Juni oder, wie es besonders nach mehr-jährigem Raupenraube der Fall ist, noch zu Anfang August wahrnehmen kann. Tagsüber sitzen die Falter gewöhnlich ruhig an der Rinde der Kiefern der Wetterseite abgekehrt und nicht selten von der in der Nacht stattgehabten Begattung her noch zusammenhängend, so daß das Männchen kopfabwärts hinter dem mit dem Kopfe nach oben gerichteten Weibchen sitzt. Bald danach beginnen letztere ihre Eier in kleinen Häufchen von etwa 50 Stück an die Rinde, die Nadeln und niederen Äste abzulegen, bis ihr Vorrat von 100 bis 200 Stück erschöpft ist. In längstens 3 Wochen sind die Raupen da, die unverzüglich mit dem Nadelraß beginnen. Beim Eintritt kühlerer Witterung gehen die Raupen am Stamme herunter und überwintern in der Bodendecke. Sie haben dann eine durchschnittliche Größe von 3 Zentimeter. Im März, bisweilen auch schon im Februar, seltener erst im April, erwachen sie aus ihrer Erstarrung und baumen wieder auf, um dann für Wochen oder gar Monate ihr Vernichtungswerk an den Nadeln auszuüben. Die ersten Puppen findet man bereits im April; bei der Mehrzahl der Raupen erfolgt die Verwandlung im Juni und vier Wochen danach schlüpfen die Falter aus.

Als natürliche Feinde des Kiefernspinners kommen einige Schlupfwespen, die kleineren insektenfressenden Vögel, Krähen, Eichelhäher und Nachtschwalben, dann von Säugetieren Fuchs, Dachs und Schwarzwild in Betracht. Da diese natürlichen Feinde aber nicht in genügender Weise aufräumen, so ist eine intensive Bekämpfung anzuraten. Als solche nennt die biologische Anstalt eine zweckmäßig durchgeführte Leimung (Anlegung von Leimringen), die spätestens Ende März beendet sein muß.

### Hygienisches.

u. Desinfektionsbrille. Ein zur Desinfektion von Wohnräumen sehr bewährtes Mittel ist das Formaldehyd; seine Anwendung war aber bisher nicht so verbreitet, wie sie es wohl verdient, weil die Anwendung mit recht großen Unbequemlichkeiten verbunden war. Nunmehr jedoch wird ein sehr bequemes Verfahren bei der Verwendung von Formaldehyd angegeben. Man verfertigt nämlich feste Brillets aus Paraformaldehyd, einem chemischen Körper, der bei seiner Verbrennung das so nützliche Formaldehyd in Gasform liefert; an diesen Brillets ist eine einfache Zündvorrichtung angebracht. Will man nun einen Raum desinfizieren, in dem sich ein Mensch befindet, der an einer ansteckenden Krankheit litt, so braucht man nur eine seiner Größe entsprechende Zahl solcher Desinfektionsbrillets in ihn zu legen und in Brand zu setzen; allmählich verbrennen sie und reinigen dadurch den betreffenden Raum von allen Krankheitskeimen. Diese Art der Desinfektion eignet sich für

alle Arten von menschlichen Aufenthaltsräumen, ja sogar für Eisenbahnwagen und Droschken und hat dabei noch den Vorzug großer Wohlfeilheit.

### Technisches.

Das elektrische Begräbnis. Seit einigen Jahren hat die Gesellschaft für elektrische Eisenbahnen in der amerikanischen Großstadt Cleveland (Staat Ohio) einen besonderen elektrischen Wagen für Leichenkondukte bauen lassen und dem Publikum zur Verfügung gestellt. Die Annahme der Unternehmerin, daß diese Einrichtung wie alles Neue und Eigenartige bei den amerikanischen Landsleuten lebhaftere Anerkennung finden werde, hat sich als zutreffend bewährt, denn der elektrische Leichenwagen hat so viel zu tun bekommen, daß er jetzt den Ansprüchen gar nicht mehr genügen kann, und die Gesellschaft hat sich entschließen müssen, noch ein neues elektrisches Beihilz zu dem gleichen Zweck herzustellen, das selbstverständlich noch schöner und noch praktischer ausgestattet werden mußte. Nach einer Beschreibung der Fachzeitschrift „Clairage Electrique“ hat das neue Elektromobil eine Länge von 15 Meter und enthält zwei Plattformen, die von beiden Seiten der Straße bestiegen werden können und einen Raum für die Fahrgäste in zwei Abteilungen, deren eine für die näheren Angehörigen des Verstorbenen, die andere für die Freunde bestimmt ist. Die ersten finden dort 10 Sessel vor, die stilgerecht mit Schwarz überzogen sind, während das andere Abteil nur 12 gewöhnliche Sitze enthält. Neben diesem Raum befindet sich ein anderer, der zwei Särge aufzunehmen vermag und ganz schwarz ausgekleidet ist. Im vorderen und hinteren Vorraum ist sogar für Waschgelegenheit gesorgt. Das Ganze wird von einem Wagensgestell getragen, das mit vier elektrischen Motoren ausgerüstet ist. Eine einmalige Inanspruchnahme des Wagens kostet 40 M. für das alte und 60 M. für das neue Gefährt. Die unternehmende Gesellschaft stellt auch das begleitende Personal und versichert, daß es aus den ältesten Beamten der Gesellschaft ausgewählt sei und allen Anforderungen der Höflichkeit und Dezenz genüge. Die Feuerungs-sucht der Amerikaner macht eben auch vor dem Tode nicht halt, und der elektrische Wagen ist ein würdiges Gegenstück zu der elektrisch geheizten Wiege.

Kohlenschnidemaschinen kommen nach dem Bericht der englischen Grubeninspektoren in den britischen Kohlenbergwerken immer häufiger in Anwendung. 1903 waren erst 643 Maschinen im Gebrauch, 1904 bereits 755, 1905 schon 946. Diese 946 Maschinen lieferten mehr als 8 Millionen Tonnen Kohle. Da sich der Gesamt-ertrag Großbritanniens auf 236 Millionen Tonnen beläuft, so liefern die Kohlenschnidemaschinen immer erst etwa den 30. Teil. Bei den Maschinen, die gegenwärtig in Gebrauch sind, werden 500 mit Preß-luft bedient, 446 mit Elektrizität.

### Notizen.

— Ueber „die internationale Hilfssprache in ihrer Bedeutung für Wissenschaft, Technik und Verkehr“ sprach am Mittwoch in der Aula der neuen Handelshochschule Professor Dr. Ostwald, der bekannte Physiker aus Leipzig. Ausgehend von dem Geiste der praktischen Wissenschaft und der wissenschaftlichen Praxis, der für das 20. Jahrhundert charakteristisch sein werde, suchte er nachzuweisen, daß die künstliche Sprachbildung über die Phase der stürmischen Entwicklung hinaus sei und daß die definitiven Grundlagen gelegt seien. In diesem Kampfe ums Dasein habe sich „Esperanto“, das Werk des Dr. Samenhof, das alle Forderungen der Einfachheit und Eindeutigkeit befriedige, zu behaupten gewußt. Aufgabe der Wissenschaft, die gemäß ihrem internationalen Charakter auch einer internationalen Sprache bedürfe, sei es nunmehr, die sieghafte künstliche Sprache, die von einigen Hunderttausend Anhängern bereits gesprochen werde, anzuerkennen und unter ihre Kontrolle zu nehmen. Die interessanten Ausführungen, die zum Teil gegen den Prof. Diels, den Rektor der Berliner Universität und Mitglied der Berliner Akademie, einen lebhaften Gegner des Esperanto, gerichtet waren, fanden in der Diskussion manche Ergänzung. Esperanto wurde in einigen Stichproben vorgeführt.

— „Der Dorfthron“, eine Bauernkomödie von Hermann Hoppe, wird am Sonntag, den 11. d. M., am königl. Theater zu Potsdam aufgeführt. Der Verfasser, ein schlesischer Uhrmacher, hat sein Stück im heimischen Dialekt abgefaßt.

— Bernard Shaw's neuestes Drama: „The doctors dilemma“ wird am 20. November im Londoner Court theatre aufgeführt werden. Der Satiriker geht darin den Ärzten zu Leibe, von denen nicht weniger wie sechs vorkommen.

— Graf Kessler hat seinen Rücktritt als Museumsdirektor in Weimar nehmen müssen. Die Hofpartei hatte, wie die Zeitschrift „Kunst und Künstler“ mitteilt, gegen ihn intrigiert, weil er die Zeichnungen des großen französischen Bildhauers Rodin auszustellen gezwungen hatte. Die verletzte Hoffittlichkeit ist also geahndet. Die „Kunststadt“ Weimar aber, die vor einigen Jahren noch kein Modell in ihren Mauern duldete, ist um eine Vlamage reicher und um einen verständigen Anreger ärmer.